

(Nachdruck verboten.)

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Vierzehntes Kapitel.

Nechljudow kehrte bei den Tanten ein, weil ihre Besichtigung auf dem Wege zu seinem vorüberziehenden Regiment lag, und weil die Tanten ihn sehr darum gebeten hatten; hauptsächlich aber, weil er Katjuscha wiedersehen wollte.

Vielleicht ruhte in der Tiefe seiner Seele schon die schlimme Absicht gegen Katjuscha, die der jetzt entfesselte tierische Mensch ihm zuflüsterte; aber er gestand sich diese Absicht nicht ein, sondern wünschte einfach, an den Stätten zu verweilen, wo ihm so behaglich zu Mute gewesen war, und die etwas komischen, aber lieben, gutmütigen Tanten wiederzusehen, die ihn ganz unmerklich mit einer Atmosphäre der Liebe und Wärme umgaben; und endlich wollte er die liebe Katjuscha wiedersehen, von der ihm eine so angenehme Erinnerung geblieben war.

Er kam Ende März, am Charfreitag, auf grundlosen Wegen, bei strömendem Regen, bis auf die Haut durchnäßt und durchgefroren an, aber war munter und aufgelegt, wie er sich um diese Zeit immer fühlte.

„Ob sie noch bei ihnen ist?“ dachte er, als er in den bekannten, uralten Gutshof der Tanten einfuhr, der mit einer Backsteinmauer umgeben war und jetzt voll hoher, von den Dächern herabgerutschter Schneehaufen lag. Er erwartete, daß auf das Glodengeläute seines Wagens Katjuscha herauslaufen würde, aber auf der Treppe vor dem Mädchenzimmer erschienen zwei barfüßige, aufgeschürzte Weiber mit Eimern in der Hand. Die beiden hatten offenbar den Fußboden geschneuert.

Sie war auch nicht auf der Paradedtreppe; es kam nur der Diener Tichon in der Schürze; wahrscheinlich war auch er mit Reinmachen beschäftigt. Im Vorzimmer erschien Sofja Iwanowna im Seidenkleid und in der Haube.

„Sieh, das ist lieb, daß Du gekommen bist!“ sagte Sofja Iwanowna und küßte ihn. „Maschenta ist etwas unwohl und müde von der Kirche. Wir haben das Abendmahl genommen.“

„Ich wünsche Dir Glück dazu, Tante Sofja,“ sagte Nechljudow und küßte Sofja Iwanowna die Hand. „Pardon, ich habe Dich naß gemacht.“

„Geh in Dein Zimmer, Du bist ja ganz durchnäßt. Und einen Schnurrbart hast Du auch schon... Katjuscha, Katjuscha, bring ihn schnell Kaffee!“

„Sogleich!“ erklang eine wohlbekannte, angenehme Stimme aus dem Korridor. Nechljudows Herz klopfte freudig in der Brust. Sie war da!

Ihm war, als wenn die Sonne hinter Wolken hervorblickte, und er ging fröhlich mit Tichon in sein früheres Zimmer, um sich umzutun.

Nechljudow wollte Tichon nach Katjuscha fragen, was sie machte, wie es ihr ginge, ob sie nicht verheiratet wäre? Aber der Diener war so ehrerbietig und dabei streng, er bestand so fest darauf, selbst das Wasser aus der Kanne auf die Hände zu gießen, daß Nechljudow es nicht fertig brachte, ihn nach Katjuscha zu fragen, sondern sich nur nach seinen Eufeln, nach dem alten, lieben Hengst und nach dem Hosschuh Centaur erkundigte. Alle waren wohl und munter; aber Centaur war im vergangenen Jahre von der Tollwut befallen.

Als Nechljudow sein nasses Zeug abgeworfen hatte und sich gerade anzukleiden begann, hörte er stinke Schritte, und dann klopfte es an die Thür. Nechljudow kannte sowohl die Schritte wie das Klopfen. So ging und klopfte nur sie.

Er warf sich den nassen Mantel um und trat zur Thür. „Herein!“

Sie war es, Katjuscha. Ganz dieselbe wie früher, nur noch lieber. Ihre lachenden, unschuldigen, ganz wenig schielenden, schwarzen Augen schauten ebenso von unten nach oben, wie ehedem. Sie trug auch wie früher eine reine, weiße Schürze. Sie brachte von den Tanten ein Stück parfümierter Seife, die soeben aus dem Papier gewickelt war, und zwei Handtücher: ein großes russisches und ein Frottier-

handtuch. Und die unangerührte Seife mit den eingepprägten Buchstaben, und die Handtücher und sie selbst — alles war gleich rein, frisch, unangerührt, freundlich. Ihre lieben, festen, roten Lippen legten sich gerade wie früher bei seinem Anblick in unwillkürlicher Freude zusammen.

„Wünsche Glück zur Ankunft, Dmitri Iwanowitsch!“ brachte sie mühsam heraus, und Röte überströmte ihr Gesicht.

„Ich grüße Dich... grüße Sie,“ er wußte nicht, ob er sie mit „Du“ oder „Sie“ anreden sollte und errötete ebenso wie sie. „Wohl und munter, ja?“

„Danke sehr... Hier schickt Ihnen Ihre Tante Ihre rote Lieblingsseife,“ sagte sie und legte die Seife auf den Tisch und die Handtücher über die Lehne eines Sessels.

„Haben unsre eignen Sachen,“ sagte Tichon, um die Selbständigkeit des Gastes zu retten, und deutete stolz auf das geöffnete Reiseneffaire Nechljudows mit silbernen Deckeln, in dem eine ganze Anzahl Fläschchen, Bürsten, Bartpomaden, Parfüms und alle möglichen Toilettegegenstände lagen.

„Bestellen Sie Tante meinen Dank. Wie freue ich mich, daß ich hier bin!“ sagte Nechljudow und fühlte, daß ihm ebenso heiter und lieb ums Herz wurde, wie es früher gewesen war.

Sie aber lächelte nur zur Erwiderung auf diese Worte und ging hinaus.

Die Tanten hatten Nechljudow immer gern gehabt, aber dieses Mal kamen sie ihm noch freundlicher als sonst entgegen. Dmitri zog in den Krieg, wo er verwundet oder getötet werden konnte. Das rührte die Tanten.

Nechljudow hatte seine Reise so eingerichtet, daß er nur einen Tag und eine Nacht bei den Tanten bleiben wollte; als er aber Katjuscha sah, willigte er ein, auch Ostern bei ihnen zu verbringen und telegraphierte seinem Freunde und Kameraden Schönbock, mit dem er in Odessa zusammentreffen wollte, er möge ihn bei den Tanten abholen.

Vom ersten Tage an, wo er Katjuscha wieder sah, empfand Nechljudow dasselbe Gefühl wie früher für sie. Ebenso wie früher konnte er jetzt nicht ohne Unruhe Katjuscha in ihrer weißen Schürze ansehen, konnte nicht ohne freudige Erregung ihre Schritte, ihre Stimme, ihr Lachen hören und nicht ohne Nührung in ihre schwarzen, Johannisbeeren ähnlichen Augen sehen, namentlich wenn sie lächelte; namentlich konnte er nicht ohne Bewirrung wahrnehmen, wie sie bei jedem Zusammentreffen mit ihm errötete. Er fühlte, daß er verliebt war, aber nicht so wie früher, wo diese Liebe für ihn ein Geheimnis war, das er sich selbst nicht eingestehen wollte, und wo er fest davon überzeugt war, daß man nur einmal lieben konnte — jetzt war er verliebt und wußte darum Bescheid und freute sich darüber; er ahnte auch dunkel, worin diese Liebe bestand und was aus ihr hervorgehen könnte. Aber das gestand Nechljudow sich nicht ein.

In seinem Innern lebten, wie im Innern aller Leute, zwei Menschen: ein geistiger, der für sich nur dasjenige Heil begehrt, welches auch andern zum Wohle dienen kann; und ein tierischer Mensch, der nur auf sein Wohl bedacht ist und diesem bereitwillig das Wohl der ganzen Welt zum Opfer bringt. In dieser Periode seiner Selbstlosigkeit, die das Leben in Petersburg und der Militärdienst in ihm hervorgerufen hatten, herrschte der tierische Mensch in ihm und unterdrückte vollständig den geistigen. Als er aber Katjuscha sah und wieder dasjenige Gefühl empfand, welches er früher empfunden hatte, da erhob der geistige Mensch das Haupt und begann sein Recht zu fordern. So ging in Nechljudow während dieser zwei Tage vor Ostern ein fortgesetzter innerer Kampf vor sich, den er sich freilich nicht eingestand.

Im Grunde seines Herzens wußte er, daß er abreisen müsse und daß er gar keinen Grund hätte, jetzt bei den Tanten zu bleiben; er wußte auch, daß daraus nichts Gutes entstehen könnte, aber gleichzeitig war ihm so fröhlich und angenehm, daß er sich jenes nicht eingestand und blieb.

Am Sonnabendabend vor dem Ostertage kam der Priester mit dem Diakon, nachdem sie, wie beide erzählten, die drei Werst von der Kirche bis zum Hause der Tanten im Schlitten nur mit Mühe durch Pfützen zurückgelegt, glücklich an, um den Frühgottesdienst abzuhalten.

Rechljudow wohnte mit den Lanten und der Dienerschaft dem Gottesdienst bei und schaute unaufhörlich nach Katjuscha, die an der Thür stand und das Räucherbecken darreichte. Er tauschte mit dem Priester und den Lanten den Ostergruß und -luh und wollte schon schlafen gehen, als er im Korridor die Vorbereitungen Matrjona Pawlownas, der alten Stubenmagd Maria Iwanownas, hörte, die mit Katjuscha in die Kirche wollte, um sich Osterbrot und Osterkuchen weihen zu lassen. „Ja gehe auch hin,“ dachte er.

Der Weg zur Kirche war weder für Wagen noch Schlitten passierbar; deshalb befahl Rechljudow, der bei den Lanten wie zu Hause Anordnungen traf, den sogenannten „Brüderchen“ zu satten, zog, anstatt sich schlafen zu legen, seine glänzende Uniform mit fest anschließenden Reithosen an, warf den Mantel über und ritt auf dem feist und schwer gewordenen, unaufhörlich wiehernenden alten Hengst in der Dunkelheit durch Pfützen und Schnee nach der Kirche.

Fünfundzwanziges Kapitel.

Sein ganzes späteres Leben lang blieb dieser Gottesdienst eine der heitersten und stärksten Erinnerungen für Rechljudow.

Als er in der schwarzen, nur hier und da von weißschimmerndem Schnee erhellten Finsternis durch die Pfützen patzend auf dem Hengst mit gespitzten Ohren beim Anblick der rings um die Kirche angezündeten Lampen in den Raum vor der Kirche einritt, hatte der Gottesdienst schon begonnen.

Bauern, die den Keffen Marja Iwanownas erkannten, geleiteten ihn an einen trockenen Platz, wo er absteigen konnte, nahmen sein Pferd, um es anzubinden, und führten ihn in die Kirche. Sie war voll von feiernden Leuten.

Rechts standen die Bauern: die alten in selbstgefertigten Kaffans, in Bastschuhen und reinen weißen Fußlappen; die jungen in neuen Tuchkaffans mit bunten Gürteln gegürtet, in Stiefeln. Links die Frauen in rotheidenen Kopftüchern, Blüschmiedern mit hellroten Ärmeln und blauen, grünen, roten, bunten Röcken und Halbtiefeln mit Hufeisen. Die bescheidenen Alten in weißen Tüchern, grauen Kaffans, altmodischen Leinenröcken und Schuhen aus Leder, oder in neuen Bastschuhen, standen hinter ihnen; zwischen diesen und jenen standen gepuzte Kinder mit übermäßig geölten Köpfen.

Die Bauern bekreuzigten und verneigten sich und schüttelten das Haar; die Frauen, namentlich die alten, richteten die glanzlosen Augen fest auf ein bestimmtes Heiligenbild mit Lichtern, preßten die zusammengelegten Finger gegen das Tuch auf der Stirn, gegen die Schulter oder den Leib, flüsterten dazu und beugten sich stehend nieder oder fielen auf die Kniee. Die Kinder machten es den Großen nach und beteten fleißig, wenn man nach ihnen hinsah. Die goldene Wand mit Heiligenbildern vor dem Allerheiligsten brannte von kleinen Lichtern, die auf allen Seiten die goldumwickelten großen Kerzen umgaben. Der Kronleuchter war mit Lichtern besetzt von den Chören ertönten freudige Lieder der freiwilligen Sängere mit Brüllhässen und dünnen Diskantstimmen.

Rechljudow ging nach vorne durch. In der Mitte stand die Aristokratie: ein Gutsbesitzer mit seiner Frau und einem Sohn, der ein Matrosenjackett trug; der Kreisrichter, der Telegraphenbeamte, der Kaufmann in hohen Stiefeln, der Dorfälteste mit einer Perlenkette, und rechts von der Empore vor den Thüren zum Allerheiligsten, hinter der Gutsbesitzerin, Matrjona Pawlowna in klatschimmerndem Kleide und einem weißgefärbten Schawl und neben ihr Katjuscha in weißem Kleide mit kleinen Falten auf der Taille, blauem Gürtel und einer kleinen roten Schleife im schwarzen Haar.

Alles war festlich, feierlich, lustig und schön; der Priester in hellem Silberornat mit goldenen Kreuzen; der Diakon und die Küster in silbernen und goldenen Feiertagschorrocken, und die gepuzten, freiwilligen Sängere mit reichlich geölten Köpfen, und die fröhlichen Melodien der Festgefänge, und die unaufhörlichen Segnungen der Menge durch die Priester mit den drei blumengeschmückten Lichtern und dem immer und immer wiederkehrenden Ausruf: Christ ist erstanden! Christ ist erstanden!

Alles war schön; aber am aller schönsten war Katjuscha im weißen Kleide und blauem Gürtel, mit der roten Schleife im schwarzen Haar und den Entzücken wiederstrahlenden Augen.

Rechljudow fühlte, daß sie ihn sah, ohne nach ihm hinzuschauen. Er nahm das deutlich wahr, als er nahe an ihr vorüber zum Altar schritt. Er wollte ihr nichts zu sagen, aber er sann sich etwas aus und sagte, an ihr vorbeigehend:

„Lante will nach der Spätmesse Fasten brechen und zuerst wieder Fleisch essen.“

Das junge Blut überströmte, wie stets bei seinem Anblick, ihr ganzes liebes Gesicht; und die schwarzen, unschuldigen Augen schauten lachend und fröhlich von unten nach oben und blieben auf Rechljudow haften.

„Ich weiß,“ sagte sie lächelnd.

In diesem Augenblick drängte der Küster mit einer kupfernen Kanne durch das Volk, schritt an Katjuscha vorüber, ohne sie anzusehen, und streifte sie mit dem Schoß seines Chorrockes. Er war offenbar aus Ehrerbietung vor Rechljudow um diesen herumgegangen und hatte so Katjuscha berührt. Rechljudow war es ganz unfaßlich, wie dieser Küster nicht verstand, daß alles hier und in der ganzen Welt nur Katjuschas wegen existierte, und daß man alles in der Welt übersehen könnte, nur nicht sie, den Mittelpunkt des Ganzen. Ihretwegen glänzte das Gold an der Wand mit Heiligenbildern und brannten alle Lichter auf dem Kronleuchter und den andren Leuchtern; ihretwegen ertönten die fröhlichen Lieder: „Ostern Gottes, freut Euch, Ihr Menschen!“ Alles Gute in der Welt war nur ihretwegen da. Und es schien ihm so, als wenn Katjuscha das wüßte. Das schien Rechljudow so, als er ihre hübsch gewachsene Gestalt im weißen Kleid mit kleinen Falten ansah und ihr überglückliches Gesicht, an dessen Ausdruck er erkannte, daß dasselbe Lied, welches in ihm erklang, auch in ihrem Innern wiedertönte.

Während der Pause zwischen Früh- und Spätmesse trat Rechljudow aus der Kirche. Das Volk wich vor ihm zur Seite und verbeugte sich. Der eine erkannte ihn, der andre fragte: wer ist das? In der Vorhalle blieb er stehen. Bettler umringten ihn; er gab ihnen die Kleinigkeit, die er in der Börse hatte, und schritt die Treppentufen hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Die Verletzung der Person, die Beeinträchtigung, Schädigung und Zerstörung fremden Lebens erscheint inmitten unsres Kulturlebens in mannigfachen Arten. Dabei ist das Maß der Schädlichkeit durchaus nicht das Maß der Beurteilung. Der im Krieg organisierte Massentotschlag erscheint wie ein fürchtbares, unentrinnbares, in seiner erbarmungslosen Gewaltthätigkeit zugleich heroisches Schicksal; und wenn die Strafe und Mitle eines Volks sinnlos geopfert wird — was gilt, die Geschichtsfabrikanten weisen uns die historische Notwendigkeit des glorreichen Ereignisses nach. Wird hingegen ein vielleicht murriger Mensch von einem Verbrecher niedergeschlagen, so regt dieser Frevel wider den Rechtszustand die Menschen wild auf und der Thäter erhält nicht eine Hölherendotation, sondern das Huterbeil. Nun besteht allerdings zwischen den Völkern kein bindender Rechtszustand, wie er innerhalb der Nationen entstanden ist — aber aus diesem Mangel, statt die Pflicht seiner Befestigung, das Recht des Mords abseilen, ist die Logik eines Verbrechers, der nicht seine That, sondern das Recht, das sie zum Verbrechen stempelt, anlagert. Wenn man den Krieg für erlaubt hält, weil kein geschriebenes Recht ihn verbietet, so darf man, um den Einzelmord zu verteidigen, eine Aufhebung der Strafsparagrafen verlangen. Die materielle Verderblichkeit einer Handlung, nicht ihre, juristische Modifizierung bestimmt ihre Zulässigkeit. Selbst wenn man dem Motiv der That eine entscheidende Bedeutung für ihre Wertung beimißt, so wird der Krieg vor dem Gericht humaner Sittlichkeit nicht schändlicher als der Mord. Vermindert sich wirklich die Schuld mit der Größe des Raubs? Ist es weniger verbrecherisch, um die Erhebung eines ganzen Stiles Landes oder von Goldminen willen Zehntausende von Menschen zu mekeln, als wenn ein Strolch einen Handwerksburschen umbringt, um ihm ein paar Groschen zu entwenden. Die harte Vermuth einer erhöhten Menschheit wird einst den Wahnsinn der heiligen Widersprüche nicht einmal begreifen.

Uns unzähligen Kriminellen läßt der giftmischende Kapitalismus unablässig Tod und Sechtum in die Leiber der bezugslosen Arbeitsflaven strömen. Wir begnügen uns, bedauernd die Verunstaltungen zu beschreiben, die frühes Sterben wirken, und, an die grausige Erscheinung wie an ein Unvermeidliches gewöhnt, werden wir uns kaum völlig bewußt, daß diese Massenvergiftung, die der Weisheit der Menschen den größeren Teil des von der Natur gewährten Lebens widernatürlich raubt, das schrecklichste Verbrechen ist. Wie winzig ist dagegen die Schuld einer jugendlichen Frau, die ihren lästigen greisen Gatten durch Arsenik beiseite schafft; und doch häumt sich bei solcher That selbst das Gewissen eines Manns auf, der feilenhaftig Tag für Tag seine Arbeiter in Arsenikgruben scheidet. Der Einzelsfall erregt, die Epidemie wird gleichmüthig hingenommen — Das ist der unheimliche Widerpruch in einer Kultur, die erst in den Anfängen eines wahren Gemeinheitsrechts steht.

Der Mordprozess Gúnczi, der zur Zeit in Berlin den Raum der Zeitungen und das Interesse der Leser usurpiert, ist an sich kein

Kriminalfall von besonders sensationellem Gepräge. Die Schuld des Manns scheint zweifellos. Sein wildes Lügen entbehrt des Raffinements, das sonst Verbrecher zu beweisen pflegen. Es ist das schäumende wirre Geschwätz eines Manns, der sich um jeden Preis vom Galgen loszulösen versucht. Auch in den Beweggründen des Mörders tritt keine Besonderheit hervor: ein Mensch, der reich werden will, schlägt zwei alte, sonderbare Frauen nieder, bei denen er große Schätze vermutet, die ihn für immer von aller Not befreien sollen.

Aber eine Eigentümlichkeit in dem Auftreten des Angeklagten streut in das triviale Mosaik der Verhandlungen charakteristische Farbtupfen. Es war zwar nur eine sprachliche Besonderheit, die Anwendung eines im mechanischen Gebrauch bis zur Unkenntlichkeit abgeschliffenen Flichworts, aber gerade diese immerfort wiederkehrende Formel gab dem Ganzen einen Aufhauch grotesken Hohns und gemüthvoller Teufelei: „Bitt' schön! Ich hab' nicht gemordet.“ „Bitt' schön, ich weiß nig.“ „Bitt' schön, der Zeuge hat die beiden Frauen massakriert.“

Die kindlich demüthige, bescheiden stehende Formel im Munde eines Menschen, der unter dem begründeten Verdacht steht, wehrlose Frauen abgeschlachtet zu haben! Man stellt sich vor, wie er seinen Opfern, als sie sich sträubten, liebenswürdig zurief: „Macht keine Umstände, bitt' schön! Zu dem humoristischen Verbrecher, wie wir ihn mehr aus Opem und Novellen kennen, der mit dem Tode spaßt, zu dem großmüthigen Verbrecher der Romantik, der die Schwachen schämt und die Starken strafft, geiellt sich der höflich bittende Frevler der Gönzgi-Art, der Mann von Welt, der Handlungsreisender gewesen ist und mit Frauen, denen er Schätze anmisst, galante Scherze treibt.

Und gerade dieser höfliche Frevler ist die Form, unter der jene schwersten Kulturverbrechen, die keine Ahndung durch geschriebene Gesetze finden, erscheinen. Bei all den Bestialitäten, welche die Gesellschaft duldet und läßt, erklingt das airrende „Bitt' schön!“ Gönzgis mit. Das idealistische Plitterwerk, mit dem die Barbarei ihre Schande heuchlerisch behängt, ist nichts andres als das grauig-höhnende „Bitt' schön!“ des höflichen Verbrechers. Mag man von Patriotismus reden oder von nationaler Größe, von Unterehmungsgeist oder Weltpolitik, vom wunderthätigen Kapital, der Konkurrenzfähigkeit der Industrie und dem Schutz der Landwirtschaft, mag man behaupten, für Ordnung und Sitte, für Thron und Altar zu kämpfen — immer ist es nur das mundgängige „Bitt' schön!“ des höflichen Frevlers, der die Form des feinsten Aufstands wahr. Man unterdrückt, schändet, zerstört unendliches Leben, das nur in Gleichheit, Freiheit und vernunftgemäher Gliederung gedeihen kann, aber indem man so handelt, läßt man aufgesungte Worte und ideale Phrasen: Verreckt, bitt' schön! — der in der Sprache der Politik: die nationale Ehre, der Schutz der heimischen Arbeit, die Sittlichkeit des Volkes, die Erhaltung der heiligen Güter fordern, daß geschehe, was den Parteiführern erspriehlich scheint.

Es ist die Aufgabe der voran drängenden Kulturkämpfer, daß sie das „Bitt' schön!“ der Frevler entlarven und hinter der gleichenden Höflichkeit das Gemeine erkennen. Die liebenswürdige Schurkerei wird durch den Trost der lauterer Wahrheit gebändigt, die nicht schön bittet, sondern rauch begehrt. —

Joc.

Kleines Revueletton.

1. Und dranhren war es Frühling. Je weiter man sich den Festtagen näherte, desto stärker wurde der Andrang des Publikums. Schon am frühen Vormittag schob es sich in dichten Massen durch die weiten Räume des Grobrogars. Vom ersten bis hinauf zum vierten Stod das Summen und Surren einer hundertköpfigen Menge, jenes unentwirrbare Summen und Surren, von dem man nichts versteht, nur unterbrochen von dem einmüthigen Ruf: „Kasse! — zur Kasse!“

In der Abteilung für Hüte und Fugartikel standen die Käuferinnen wie die Mauren. Kopf drängte sich an Kopf, fünfzehn, zwanzig sprachen immer zu gleicher Zeit:

„Fräulein, haben Sie dies Façon nicht billiger?“

„Ich möchte einen englischen Hut in Silbergrau!“

„Nein, hier ist die Krempse so breit — haben Sie keinen mit schmaler Krempse?“

„Fräulein, geben Sie eine Loque in Schwarz! Fräulein, aber Fräulein, hören Sie doch mir!“

„Ja, ich warte auch schon eine halbe Stunde! Es ist gräßlich!“

„Fräulein! Fräulein!“

„Aber gleich doch, meine Dame, ich will ja nur hier erst fertig bedienen.“

Das junge Mädchen rannte von rechts nach links, von links nach rechts, sprang die Leiter hinauf, um aus den obersten Rädern einen Stoß Hüte herunterzulangen, kniete auf der Erde, um einen andern Stoß aus den Schubladen herauszubramen, und sprang von neuem die Leiter hinauf. Auf ihrer Sturz hand der Schweiß, ihre Waden brannten wie im Fieber, manchmal griff sie nach dem Tisch, als brauche sie einen Halt, aber schon im nächsten Augenblick floß sie von neuem hin und her — auf und ab.

„Fräulein, ich möchte einen Rembrandthut für meine Tochter.“

„Darf es etwas Besseres sein, meine Dame?“

„Auf den Preis kommt es durchaus nicht an.“

„Dann nehmen Sie vielleicht so etwas, Silbergrau mit weißen

Straußfedern, das Allerneueste.“ Die alte Dame dreht den Gut zwischen den Fingern.

„Gefällt Dir der Lomh?“

Das Badfischchen rümpft leicht die Nase: „Die Federn hängen gar nicht über die Krempse, man trägt sie doch nicht mehr hochgarniert.“

„O doch, gnädiges Fräulein, das ist das Neueste für den Sommer, vielleicht sehen auch das gnädige Fräulein den Gut erst einmal auf.“

„Ja probiere ihn doch mal, Lomh. Was soll das Ding denn überhaupt kosten?“

„Fünfunddreißig Mark, gnädige Frau, die Federn sind ganz echt und das Stroh ist vom allerfeinsten.“

Das Badfischchen hatte inzwischen den alten Winterhut auf den Tisch gelegt und drehte sich mit dem neuen tänzelnd vor dem Spiegel: „Nein, die Federn gefallen mir gar nicht. Haben Sie nicht etwas mit Blumen. Da oben sieht ein hübscher Rosenhut.“

„Das ist aber keine Rembrandt-Façon, gnädiges Fräulein, Rembrandt garniert man fast immer nur mit Federn.“

„Gott, uns liegt ja gar nichts an Rembrandt-Façon.“

Die alte Dame ließ sich schwer auf einen gerade leer gewordenen Stuhl fallen: „Das sagt man doch überhaupt bloß so hin. Rembrandt ist viel zu alt für meine Tochter, Sie als Verkäuferin hätten das gleich wissen müssen.“

In das Gesicht des jungen Mädchens schoß eine dunkle Blutwelle. Ihre Augen funkelten auf, aber sie unterdrückte das Wort, das ihr auf den Lippen schwebte. Mit einem leichten Seufzer langte sie den Rosenhut hermit, zugleich auch noch ein halbes Dutzend andre: „Vielleicht gefällt den Damen hiervon etwas. Hier die englische Form ist sehr chic und jugendlich.“

Die alte Dame nahm den Hut: „Ja, sieh mal, Lomh, der ist wirklich hübsch.“

„Er eignet sich prächtig für das gnädige Fräulein.“

Der Badfisch drückte den Gut in die braunen Loden und drehte sich wieder vor dem Spiegel; dann flog das zierliche Strohgeflecht mit Behemung auf die Tischplatte: „Nein, der ist mir zu gewöhnlich. Englisch trägt jede Lademanns, da kann man ja doch nicht mit gehen. Was kostet denn hier der Rosenhut?“

„Achtundzwanzig Mark, gnädiges Fräulein, es sind echt frau-zösishe Blumen.“

„Aber die Rosen sind so hell, Lomh.“ Die alte Dame ließ eine der Blumen prüfend durch die Finger gleiten. „Haben Sie den Gut nicht mit dunkleren Blumen?“

„Wir müßten Ihnen einen andern Kranz aufgarnieren, gnädige Frau. Aber das zarte Rosa steht doch dem Fräulein Tochter reizend zu Gesicht.“

Die Mutter maß das Badfischchen mit einem prüfenden Blick: „Ach nein, sie sind zu hell, halten Sie doch einmal einen dunkleren Kranz dagegen.“

„Ja, wenn die Damen einen Augenblick warten wollen.“ Sie drängte sich durch die Ladentische und eilte nach dem entgegen-gesetzten Ende des Saales, kam aber schon im nächsten Moment mit einem großen Karton voll Blumen zurück: „Hier sind sehr schöne dunkelrote Rosen, gnädige Frau. Sehen Sie, wir könnten den Luff hier links an die Seite stecken und die Kranz quer durch die Spitzen legen. Wollen das gnädige Fräulein einmal sehen — ja.“

Lomh trat von neuem vor den Spiegel, schüttelte aber heftig den Kopf: „Nein, er gefällt mir nicht, der nun schon ganz und gar nicht. Rosen sind steif, ich mag keine Rosen, nein — ich nehme doch den Rembrandthut!“

„Na, das habe ich Dir ja gleich gesagt,“ die Mutter erhob sich. „Rembrandt ist das allerleganteste. Baden Sie den Rembrandthut ein, Fräulein!“

„Ich werde ihn gleich nach der Kasse senden, gnädige Frau, ich will bloß noch den Zettel schreiben.“

„Aber heißen Sie sich, Fräulein“, die alte Dame tupfte das Gesicht mit dem Spigentuch: „Gott sei Dank, daß wir fertig sind. Dieser Skandal hier ist direkt zum Verrücktwerden, ich bin wieder drei Tage nervenkrank.“

Lomh, die sich unterdessen den Winterhut wieder aufgesetzt, nickte: „Na, und eine Lust ist hier zum Ohnmächtigwerden. Na komm, Mama, jetzt fahren wir direkt nach dem Thiergarten und erholen uns erst mal — draußen ist es Frühling. Ist der Zettel noch nicht fertig Fräulein?“

„Ja wohl hier, meine Damen.“ Die junge Verkäuferin reichte das Blatt hinüber, dann lehnte sie sich an den Ladentisch. Ihre Augen fielen zu, alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen, es sah aus, als wollte sie zusammenbrechen, aber nur eine Sekunde dauerte diese Schwäche, dann raffte sie sich auf und rannte von neuem hin und her — her und hin.

Und immer lauter wurde der Lärm ringsum, und immer stickiger die schwüle Luft. . . .

Und dranhren war es Frühling! —

Theater.

Schauspielhaus: „Gebatter Tod“ von Eberhard König. — Da ich das Stück, das furchtbar philosophisch auftritt, nicht ganz verstanden habe, muß ich mich zunächst mit der Feststellung des Thatbestands begnügen. Ein alter Arbeiter also macht den Tod zum Gebatter seines Sohns Hans. Der Junge ist ein Sonntagskind und vom Tod zu großen Dingen aufersehen. Er

folle ein Glücklicher und Segenbringender unter den Menschen werden, wenn er dem Tode treu bleibt, das heißt, wenn er „die Selbstsucht meistert“. In einem Flaschchen, das er empfängt, ist ein Trank enthalten, der alle Leiden bannet. Wohl gemerkt aber nur, wenn der Tod am Kopfende des Betts steht, steht er am Fußende, muß der Patient trotz allem daran glauben. Mit diesem Tränkchen nun kommt Hans, das Sonntagskind, in die Stadt des Königs, wo die Prinzessin krank daniederliegt. Das Volk begrüßt ihn mit hellem Jubel und die Begeisterten fangen sofort von a Conto der noch gar nicht vollzogenen Heilung zu bechern. Dabei vollführten sie übrigens vor dem Königspalast einen Lärm, der polizeilich nirgends geduldet werden würde und der auch ästhetisch nicht gebilligt werden kann. Im dritten Akt finden wir den Wundermann im Krankenzimmer, wo er sich sterblich oder unsterblich, wie man will, in die Prinzessin verliebt. Er will sie retten, koste es, was es wolle, und er läßt auch von diesem Willen nicht, als er den Tod am Fußende des Betts sieht. Damit hat er die „Treue gebrochen“ und seine selbstfüchtigen Triebe freigegeben. Es wird nun ein schrecklicher Eroberer, wütet in der Welt herum und pflückt blutige Lorbeeren, ohne doch glücklich zu sein. Im letzten Akt stirbt er schließlich, was für ihn und uns eine Erlösung ist. Vermuthlich will der Autor den Gedanken aussprechen, daß man in einem kontemplativen Leben, über das der Schatten des Todes fällt, glücklicher sei, als in einem Leben, das von Begierden und Wünschen erfüllt ist. Ich sage: vermuthlich; denn ich möchte mich nicht anheischig machen, in dem zusammengelesenen Zeug einen einheitlichen Sinn zu entdecken. Obwohl man das Schauspielhaus zur Genüge kennt, begreift man doch nicht, wie es dieses philosophische Wischwasch zur Aufführung bringen konnte. Es ist ein dilettantisches Oberlehrerbrunn der schlimmsten Sorte, ohne Saft und Kraft, ohne Phantasie, ohne Dichtersprache und infolge dessen langweilig, langweilig, zum Vergewissen langweilig. Dazu kommt noch, daß Herr König zur Unfähigkeit auch die Eitelkeit des Dilettanten erhalten hat. Er spreizt sich, als wenn er einen neuen Faust geschrieben hätte. „Ein Märchen von der Menschheit“ nennt er seine Predigt, an der nur die Abwesenheit aller poetischen Qualitäten märchenhaft ist. Es scheint, daß man sich im Schauspielhaus zwischen König und Stadelburg, zwischen der wertlosen Langeweile und dem wertlosen Amusement entscheiden muß. Ist das wirklich so, dann in Gottes Namen heraus mit dem „Värenfell“, in dem mehr Kunstverständnis steckt, als in den fünf Akten dieses langweiligen „Menschheitsmarchens“.

Ueber die Schauspieler wollen wir lieber schweigen. Es hieße ihnen nahetreten, wenn man sie nach den geistigen Leistungen beurteilen wollte. Aus abstrakten Schemen können auch die besten Schauspieler keine Gestalten schaffen. Das vernünftigste Wesen im Stück ist schließlich der Tod — er bringt nacheinander alle Hauptpersonen um. —

Volksskunde.

— Die althochdeutschen Tiernamen behandelt, wie wir einem Bericht des „Globus“ entnehmen, Palander in einer Dissertation. Sie bewahren, so weit sie in der ersten literarischen Epoche uns vor Augen treten, Elemente aus sehr verschiedenen Sprachperioden. Bis in die Urzeit gehen beispielsweise zurück und sind europäischen wie asiatischen Sprachen angehörig: hunt, boc, ohso, stior, kalb, sö, scaf. Ugermanisch sind z. B. fochs, böro, mardaro, wizula, eihorno, wizent, reh. Die Lehnworte auf dem Gebiete der deutschen Fauna sind von hohem kulturgeschichtlichen Wert. Von den Römern stammen esil, sou, märi, zeltari, mäi, helfant, etwas später ist entlehnt praravorecus. Bei ihrer Ankunft in das romanische Alpenland lernten die Deutschen die Gemse und das Murmelier kennen. Wegen Mangel an Beweismaterial sind die feltogermanischen Beziehungen nicht klar zu erkennen. Charakteristisch für die Beziehungen der Deutschen zu ihren östlichen Nachbarn sind die drei slawischen Tiernamen zobol, bilch, sisinäs. Alle drei sind auch Namen von Pelzwerken. Noch unermittelt sind manche Quellen, so für hazza, racta und olbonto (albandus, Kamel). Man nimmt aber an, die beiden ersteren stammen aus Italien. Der alte Name des Kamels, den die Germanen mit den Slaven gemein haben, bleibt vollständig räthselhaft. Unmöglich ist es nicht, daß wir es mit einer germanischen Bildung zu thun haben, aber so lange die Geschichte des Kamels ganz verborgen ist, erscheint diese Annahme immerhin etwas gewagt zu sein. —

Geologisches.

— Eine Salzpfanne in Transvaal. Aus der weiten, flachwelligen Buschsteppe nördlich von der Hauptstadt der Südafrikanischen Republik, Pretoria, erhebt sich aus den teils sandigen, teils lehmigen, teils humosen jugendlichen Bildungen ein Granitgebirge heraus, welches von zahlreichen Diabasgängen durchzogen wird. Wenn man die Höhe der Berge erreicht hat, so öffnet sich dem Auge der Blick auf eine überraschende und in der sonst so einförmigen Gegend völlig abweichende Erscheinung: es senkt sich nämlich eine trichterförmige Vertiefung in den Granit ein, deren Wände nach Osten, Norden und Westen hin ziemlich steil abfallen, während der südliche Abhang durch etwas geringere Neigung gerade noch die Anlegung eines in Bindungen sich in die Tiefe hinunterziehenden Fahrweges, der freilich auch nur

für afrikanische Verhältnisse brauchbar erscheint, ermöglicht hat. Rings um den Trichter herum erheben sich auf dem ihn umschließenden Rücken eine Anzahl von kleineren Hügel. Die tiefste Einstülpung in der Umrahmung des Trichters liegt etwa 65 Meter über dem Grunde desselben. In diesem Trichter nun liegt ein kreisrunder See, dessen Durchmesser etwa 400 Meter beträgt, und dieser See ist mit einer außerordentlich konzentrierten, rot gefärbten Salzsoole erfüllt. Dieses Salzwasser besitzt nur eine geringe Tiefe, die je nach der Jahreszeit schwankt und bei niedrigstem Wasserstande nur 1—2 Fuß beträgt. Der Boden des Sees ist mit einer starken Kruste von Steinsalz bedeckt, welche meist in großen Würfeln auskristallisiert ist und eine rötliche Farbe besitzt. Nur stellenweise beobachtet man auch weißes Steinsalz. Ebenso findet sich unter den auskristallisierten Salzen „Trona“, d. h. wasserhaltiges, kohlen-saures Natron, und zwar entweder in einzelnen Lagen oder in schuppigen Kristallaggregaten, auf den Oberflächen der Steinsalzwürfel und in den Zwischenräumen zwischen denselben. Das Ufer des kleinen Salzsees besteht aus einem schwarzen Schlamm, der hier und da mit dünnen Salzkrusten bedeckt ist. Unter dem Schlamm folgt dann ein grober Grus, der das Zerlegungsprodukt des unter-lagerierten Granits ist. Das Salz dieses Soolebedens wird teils durch Eindampfen in einer eisernen Siedepfanne, teils durch Umkristallisieren der auf dem Boden des Sees vorhandenen Salzlager gewonnen. Eine chemische Analyse der Salze ergab, daß das Wasser fast frei von Gyps ist, daß es 21 Prozent gelöster Bestandteile enthält und daß dieselben zu $\frac{3}{4}$ aus Chloratrium und zu $\frac{1}{4}$ aus kohlen-saurem Natron bestehen. Diese merkwürdige Salzpfanne ist nach der Ansicht von Cohen, der uns über dieselbe ausführlich berichtet hat, höchst wahrscheinlich auf Erscheinungen vulkanischer Art in derselben Weise zurückzuführen, wie die bekannten Maare in der Eifel oder wie die eigentümlichen, mit vulkanischen Trümmerprodukten erfüllten cylindrischen Schöte der Nahe am Alb. Man wird annehmen müssen, daß es sich um einen ExploSIONskrater handelt, der sich von unten her mit Salz beladenen Schlamm füllte, so daß der Salzgehalt der Schlot-ausfüllung zugleich zum Ersatz der ihm entzogenen Salz-mengen Verwendung findet. —

Humoristisches.

- Verschnappt. A. (ironisch): „Dein neues Stück soll ja ordentlich ausgepiffen worden sein — besonders der letzte Akt!“
- Dichter: „Das ist eine Lüge . . . im letzten Akt war ja niemand mehr da!“
- Fatal. Junger Arzt (durch die Thür ins Wartezimmer rufend): „Wer von Ihnen wartet denn am längsten?“
- Schuhmachermeister: „Ich, Herr Doktor, schon über acht Monat!“
- Unter vier Augen. Fabrikant (zu seinem Compagnon): „Schon recht miserabel ist unser Fabrikat! . . . Erien wir froh, daß wir uns nichts abzukaufen brauchen!“ — („St. W.“)

Notizen.

- Im Berliner Schauspielhaus wird Goethes „Götter von Verlingungen“ in gänzlich neuer Ausstattung für nächsten Herbst vorbereitet. —
- Im Bremer Stadttheater wurde Schegarabs Schauspiel „Das Brandmal“ mit großem Erfolge aufgeführt. —
- In Altenburg ist eine Oper „Der Pulvermacher zu Nürnberg“ von Philipp Wade, Lehrer an der Mannheimer Hochschule für Musik, erfolgreich aufgeführt worden. In der nächsten Saison wird die Oper am Marklsruher Hoftheater in Scene gehen. —
- In Hildesheim wird am 1. Mai eine neue Baugewerkschule eröffnet. —
- In Danen ist, wie die „B.-Ztg.“ berichtet, kürzlich ein Verband wendischer Schriftsteller (Kolo serbskisch spisacelow) gegründet worden, der die Förderung des wendischen Schrifttums bezweckt, und dem Redacteurs, Schriftsteller und Verleger der wendischen Blätter und Zeitschriften, deren es gegenwärtig acht giebt, angehören. —
- Eine Musikausstellung wird in London im Krystallpalast organisiert werden und bis zum September dauern. —
- Prof. Dörpfelds Ausgrabungen, die er auf der Insel Theaki nach den Resten des Herrscherpalastes des Odysseus anstellte, sind ganz erfolglos geblieben. Prof. Dörpfeld ist nun überzeugt, daß Theaki mit Unrecht für das homerische Ithaka gilt, daß es vielmehr das homerische Same vorstellt, während die Insel Leukas für das Ithaka Homers angesehen werden muß. —
- t. Einen Botanischen Garten im Kongo-Staate wird die belgische Regierung demnächst an dem Plage Coquilhatville einrichten; mit dem Botanischen Garten wird gleichzeitig eine land-wirtschaftliche Versuchstation begründet werden. —